



Drunter und drüber scheint es auch manchmal mit unserer Rehwildhege zu gehen / Phot. Manfred Danegger

Aktenzeichen „Re“ ungelöst *Dr. HANS WELCKER*

Als Prof. Dr. W. Rieck, Hann. Münden, mich vor zehn Jahren zur Fährte legte und mir den Auftrag gab, das sog. Rehwild-Problem von meiner Fachrichtung als Veterinär-Student aus anzugehen, warnte er mich gleichzeitig vor zu großen Hoffnungen: „Sie werden gegen viele Wände laufen, denn unsere Waidgenossen in der Praxis kommen erstens nicht von der Idee los, daß die durch das Reichsjagdgesetz von 1934 rasch erreichten Hegeerfolge beim Rotwild auch auf das Rehwild zu übertragen sein müßten, und zweitens macht sich eine merkwürdige, falsch verstandene Tierliebe dem Reh gegenüber in der Jagdpraxis breit. Aber in 10 bis 15 Jahren dürften unsere Erkenntnisse Eingang in die Praxis gefunden und das Reh selbst zudem gezeigt haben, daß die Schwerpunkte seiner Hege ganz anders als beim Rotwild liegen.“

Zehn Jahre sind vergangen. Professor Rieck hat z. T. richtig prophezeit: Gegen viele Wände bin ich gelaufen, und das Rehwild bemüht sich in der letzten Zeit redlich und unter Opfern, uns zu zeigen, wie schlecht wir unserer Sorge-Pflicht nachkommen.

Bisher habe ich mir bei meinem staubaufwirbelnden Gestöber in der dicken, ungelösten Rehwild-Akte an den erwähnten Wänden einige anständige Beulen zugezogen. Auf Abstand zurückgeworfen, merkte ich aber eines Tages, daß diese Wände nicht bis an den Horizont eines normal gebildeten Mitteleuropäers reichten, somit also zu umgehen waren. Dahinter fand ich dann großartige Mitarbeiter und Hilfen. Diese nun haben mir gesagt, daß es wenig sinnvoll sei, pausenlos Rehgedärme aufzuschlitzen, um in ihnen nach Würmern zu su-

chen, und in Stapeln von Büchern, Aufzeichnungen und Zahlen herumzuwühlen, ohne die gewonnenen Einblicke anderen Menschen zu zeigen als denen, die ohnehin nicht begreifen wollen.

Nun denn: Beginnen wir mit einem Pürschgang am Rand der grünen Tische entlang, an denen das Schicksal unserer Rehe bestimmt wird.

Im Mai 1967 übernahm ich mein erstes Revier (600 ha Feld mit Knicks und kleinen Büschen). Bis zum Januar 1969 fand ich dort zehn, in der folgenden Schneeperiode zwei gefallene Rehe, also zwölf Stücke Fallwild in noch nicht zwei Jahren! (Inzwischen sind es 25 in 2¼ Jahren geworden!)

Die Untersuchung dieser Stücke ergab: Zwei waren so stark verludert, daß nur noch Gewaltanwendung als Todesursache ausgeschlossen werden konnte, der Grund also fraglich blieb. Ein Stück wurde zwischen Meldung und Bergung von einem Hofhund fast völlig aufgefressen. Drei Stücke waren an Überalterung eingegangen. Sechs Stücke waren durch Parasiten bis zum Eingehen geschwächt. Wie wir noch sehen werden, sind Krankheit und Überalterung Folgen der Überhege. Also habe ich in kurzer Zeit sicher neun, wahrscheinlich zwölf Rehe durch Überhege verloren.

Ähnlich dürfte es bei meinen Nachbarn aussehen, denn: Es wurde in diesem Jagdkreis im Jagdjahr 1966/67 eine Zahl von 1889 Rehen zur Strecke gemeldet. Davon waren 1483 erlegt und 406 als Fallwild gefunden worden. Ein fraglos beachtlicher Anteil Fallwild! So meinte auch der grüne Tisch, und man beschloß – weil das Rehwild im Kreise an Zahl



Nicht jeder Sterbliche kann große Politik begreifen. Also zog ich mich in meine eigenen Jagdgründe zurück und beschloß, wenigstens hier Ordnung zu schaffen. Ich errechnete den Nachwuchs meines Rehwildes und beantragte die Zahl zum Abschluß, denn so zu verfahren waren wir durch die Landesregierung aufgefordert worden. Da nun aber seitens des Kreises Schonmaßnahmen beschlossen worden waren, wurden mir von den 20 beantragten Rehen 9 gestrichen. Der enorme Unterschied zwischen den Anweisungen der Oberen und der Unteren Jagdbehörde veranlaßte mich, im Jagdgesetz herumzustöbern.

Und nun wurde die Lage im Sinne des Wortes kriminell: Wie auch immer ich mich beim Rehwild-Abschuß verhalten würde, strafbar würde meine Handlung in jedem Falle sein, denn: Wenn ich, den erhaltenen Anweisungen der Unteren Jagdbehörde folgend, neun Rehe in meinem ohnehin stark besetzten Revier am Leben ließe, dann würden diese neun mit Sicherheit irgendwann an Hunger, Krankheit, Alter eingehen. Solches wissenschaftlich geschehen zu lassen, würde eine Mißachtung des § 1 (2) BJG (wonach wir einen gesunden Wildbestand erhalten sollen) und des § 1 des Tierschutzgesetzes (wonach wir kein Tier quälen dürfen), also eine strafbare Handlung, bedeuten. Würde ich aber diese neun Rehe nicht einfach unkontrolliert sterben lassen, sondern sie, obigen §§ folgend, pflichtgemäß erlegen, so würde ich mit der erheblichen Überschreitung des Abschlußplanes eine Ordnungswidrigkeit nach § 39 (7) BJG begehen!

Keine Situation kann deutlicher zeigen, wie restlos ungelöst unser Rehwild-Problem ist.

Wenn ich nun vorstehend Aktionen des grünen Tisches geschildert habe, so will ich damit weder hetzen noch Böswilligkeiten unterstellen. Die Aktionen sind vielleicht durch Panik zu erklären.

Mit der Darstellung der Situation möchte ich die Revierinhaber und ihre Helfer darauf hinweisen, daß ihnen die Verantwortung für die Gesundheit und Stärke ihrer Rehwildbestände nicht von den Jagdbehörden abgenommen werden

zurückzugehen schien – den Abschluß spürbar zu kürzen. Das Ergebnis im nächsten Jahr (1967/68) war dementsprechend beachtlich: Zur Strecke 1990 Rehe (also 101 mehr), davon aber nur 1288 geschossen und 702 (300 mehr als im Vorjahr) gefallen gefunden.

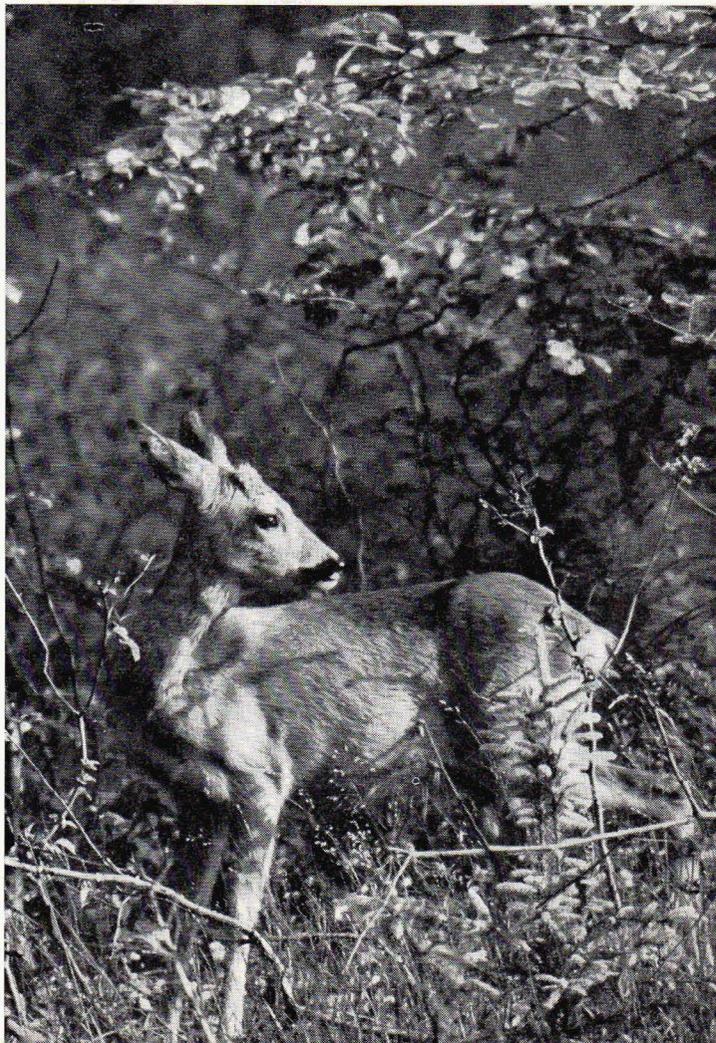
Somit war mehr als $\frac{1}{3}$ der Gesamtstrecke eines Jagdkreises Fallwild!

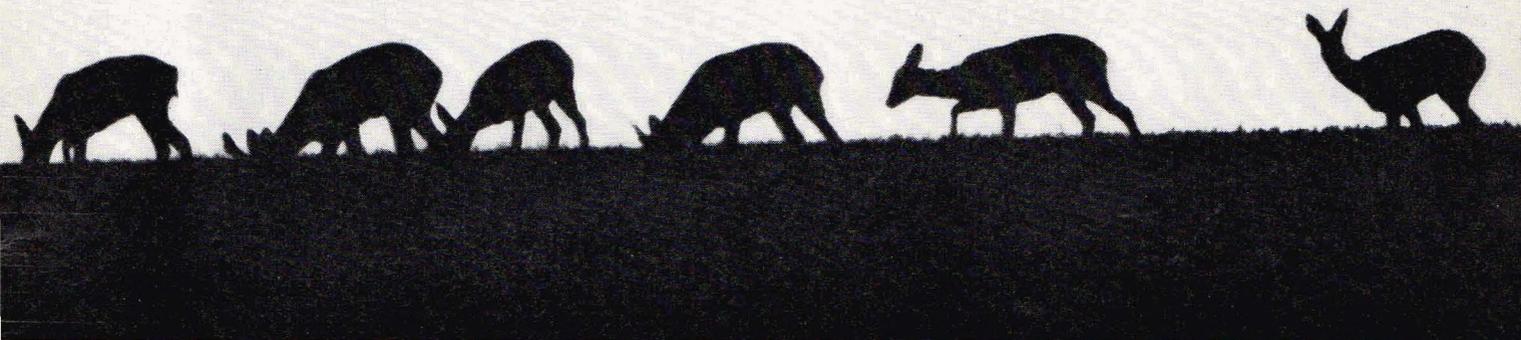
Und wieder beschloß man, den Abschluß einzuschränken.

Nun muß um der Gerechtigkeit willen erwähnt werden, daß rund 50% des gefundenen Fallwildes dem Verkehr zum Opfer gefallen war. Man kann darüber streiten, ob auch das als eine Folge der Überhege anzusehen ist. Ich meine ja, denn nur wo viel Wild ist, kann viel Wild totgefahren werden. Ganz abgesehen von dieser Streitfrage aber finde ich, daß die 386 zerfahrenen Rehe besser vorher sauber gestreckt worden wären. Die betroffenen Autofahrer dürften meine Ansicht teilen.

Um ein wenig hinter den Horizont zu schauen, noch das Beispiel eines anderen, erheblich kleineren Jagdkreises: 1963/64 wurden 320 Rehe erlegt, 43 als Fallwild gefunden. Für einen Stadtkreis ist das noch ein halbwegs tragbares Ergebnis. Trotzdem beschloß man auch hier progressive Abschlußeinschränkung. Das bisherige Endergebnis: 1967/68 wurden nur noch 212 Rehe erlegt, dafür aber 82 als Fallwild gefunden!

Bei der Betrachtung dieser Zahlen und Beschlüsse habe ich mich immer gefragt: Was wollen unsere Abschlußplaner eigentlich erreichen? Wenn das noch ein paar Jahre so weitergeht, dann müssen wir die Büchse vollends mit dem Spaten vertauschen, und statt auf Rehwild zu pürschen, brauchen wir es dann nur noch einzusammeln und zu vergraben. Ich konnte mir obige Frage natürlich nicht selbst beantworten und fragte daher die Abschlußplaner mehrfach selbst. Die Reaktionen reichten vom hilflosen Achselzucken bis zu persönlichen Beleidigungen. Eine Antwort aber erhielt ich nicht!





Rehwild gibt es reichlich in unseren Wildbahnen – und das ist der entscheidende Grund dafür, daß es an der Qualität hapert / Photos W. Henkel (2, links) und H. Clever

kann. In erster Linie ist der Revierinhaber für die Abschlußplanung verantwortlich. Er kann besser als jeder Kreisjägermeister beurteilen, was in seinem Revier geschossen werden muß, denn er lebt mit seinem Wild. Er kann auch seine Forderungen – wenn sie gerecht sind – durchsetzen.

Der Weg dazu sei an meinem Beispiel beschrieben: Ich habe ganz energisch begründeten Widerspruch gegen die Herabsetzung des beantragten Abschusses eingelegt (nach den §§ 69 ff. der Verwaltungsgerichtsordnung vom 21. 1. 1960 haben wir das Recht dazu). Die Jagdbehörde bot mir daraufhin als Kompromiß zwei weitere Rehe zum Abschluß an. Ich lehnte ab und bestand darauf, wenigstens die beantragten zwölf Ricken schießen zu müssen. Nach § 9 LJG ging die Angelegenheit jetzt – wie von mir erwartet und angestrebt – zwecks Schlichtung an das zuständige Ministerium. Von dort erhielt ich meinen beantragten Abschluß in voller Höhe bewilligt.

Während ich schreibe, fegt vor den Fenstern ein eisiger Schneesturm durch die Märznacht. Er gibt das Stichwort zur Überleitung unseres Streifzuges vom grünen Tisch in die grüne Praxis.

Der späte harte Winter dieses Jahres wird trotz aller Fütterungsbemühungen in den Rehwildbeständen Norddeutschlands Ordnung schaffen. Er wird den Überschuß vernichten, der diese Bestände schwach und krank macht. Wir sollten nun der Natur einmal nicht mit „ausgleichenden Schonmaßnahmen“ ins Handwerk pfuschen, sondern sehr darauf bedacht sein, durch das Erlegen der Nachwuchs-Zahl (ca. 100 % des am 1. April vorhandenen weiblichen Rehwildes) die Bestände nur so dicht zu halten, wie eben diese Natur es wünscht! Der Erfolg wäre: in wenigen Jahren starkes Rehwild und kaum noch Winterverluste.

„Der Niedergang unseres Rehwildes ist die Folge einer zu hohen Wilddichte, der Überhege dieser Wildart.“ Dieser Satz begegnet uns heute zwar häufig, wird aber nur selten akzeptiert, weil der gute alte erfahrene Jäger stolz darauf ist, viel, sehr viel Rehwild in seinem Revier zu haben. Es würde ihm einer Kapitulation gleichkommen, erkennen zu müssen, daß der seit 30 Jahren unter Sorgen, Verantwortung und Angst vor roten Punkten begangene Weg nicht zum Ziel geführt hat. Es wäre unzumutbar, zu kapitulieren! Besser wäre es, zu erkennen, daß der Weg schon richtig war, daß er aber nicht zum Ziel führen konnte, weil er zu zaghaft begangen wurde, weil man über das Bemühen um richtigen Wahlabschluß den mindestens ebenso wichtigen Zahlabschluß vergessen hat!

Zum Zwecke der Selbstverteidigung werden Begriffe wie

„Qualitätsverschlechterung“ und „zu hohe Wilddichte“ gelegentlich noch angezweifelt. Den Beweis für den Niedergang von Stärke und Gesundheit des Rehwildes erbringen die erwähnten Fallwild-Zahlen, die niedrigen Wildpretgewichte und die jährlichen Trophäenschauen. Zu letzteren: Das Rehgehörn ist als Überschubbildung des Körpers ein Ausdruck der Gesundheitslage zur Zeit des Schießens. Wenn nun in einem Jagdkreis im Jahre 1967 von 613 erlegten Rehböcken nur einer (1!) ein Gehörn trug, welches die Beurteiler bedenkenlos der Klasse I zuordnen konnten, wenn unter den 76 in dieser Klasse beantragten und erlegten Böcken eben nur dieser eine den Vorstellungen des Hegeziels entsprach, dann dürfte doch wohl ein Minimum an Stärke und Gesundheit der Bestände erreicht sein.

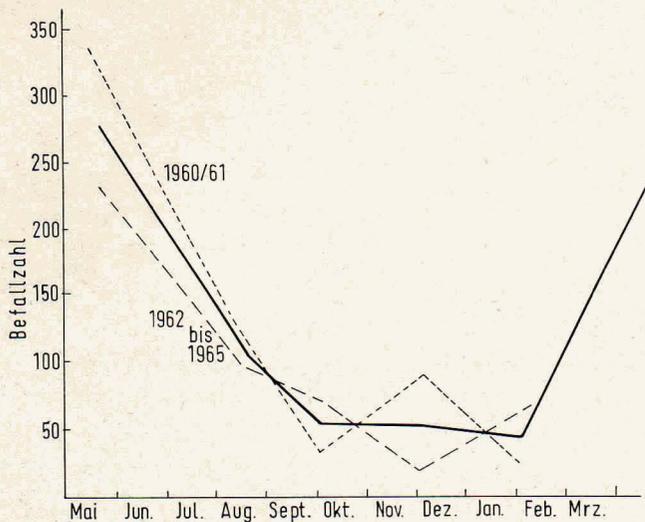
Den Beweis für großräumig wachsende Wilddichte erbringt ein Zahlenbeispiel: Auf dem Gebiet der heutigen Bundesrepublik wurden zwischen 1936 und 1939 im Durchschnitt jährlich 376 520 Rehe erlegt. Im Jagdjahr 1966/67 lautete die entsprechende Zahl 578 504.

Dem Argument, daß es sich hier um Abschluß- nicht Bestandes-Zahlen handelt, sei im Vorwege begegnet: Seit 35 Jahren werden gleichmäßig die Abschluß-Zahlen nach den Bestandes-Zahlen festgelegt. Sie stehen also in direkter Abhängigkeit voneinander.

Einige von uns Jägern haben sich dieser Sache nun aus der Sicht ihres jeweiligen Hauptberufes angenommen und danach geforscht, wieso ein Zusammenhang zwischen dem Rückgang der Qualität und dem Wachsen der Zahl des Rehwildes besteht.

Durch Fütterungsversuche in großen Gattern – wie z. B. im Gatter Schneeberg – konnte die Möglichkeit bewiesen werden, Rehwild durch die Fütterung großer Mengen eines genau ausgewogenen Kraftfutters sorgfältig berechneter Zusammensetzung zu erstaunlicher Stärke in Wildpret und Gehörn zu bringen. – Viele Sektionen von Fallwild der freien Wildbahn beweisen andererseits, daß bei einseitiger Äsung von Gras (Heu), Zweigspitzen von Koniferen, Rapsblättern, Wintersaat (wegen ihrer Bodennähe sehr oft mit viel Sand vermischt) das Reh „bei vollem Pansen verhungern“ kann, d. h. soweit geschwächt wird, daß ein leichter Anstoß durch Kälte, Krankheit oder Anstrengung (Schnee) es umwirft und tötet.

Daraus und aus anderen Beobachtungen – z. B. der des „Naschens“ beim Äsen – wird nun geschlossen, daß das Reh eine Mindestmenge ganz bestimmter Nährstoffe in ebenso bestimmter Zusammensetzung benötigt, die außen in seiner Pflanzennahrung festliegt und nicht wie bei den anderen Hirscharten Rot-, Dam- und Sikawild durch den Verdauungs-



Die hundert erlegten Rehe, deren Parasitenbefall im Verlauf des Jahres hier dargestellt ist, wurden in zwei verschiedenen Zeitabschnitten untersucht. Die durchgehende Linie stellt den errechneten Mittelwert dar. Da zwischen dem 1. Februar und dem 15. Mai naturgemäß keine Befunde vorliegen können, ist der steile Anstieg des Befalls eine sich zwangsläufig ergebende Schlußfolgerung.

organismus z. T. aus Grundstoffen (Faserstoffe in Heu und Baumrinde z. B.) hergestellt werden kann.

Bei diesen Überlegungen dürften zwei Ur-Eigenschaften des Rehwildes ins Gewicht fallen: Einmal ist das Reh ursprünglich ein Tier der Buschsteppe, deren Reichtum an verschiedenen Pflanzengesellschaften einer Verknappung von Spezial-Äsung im Winter vorbeugt. Zum anderen ist es von der Natur als Beutetier Nr. 1 für in seiner Urheimat ebenfalls reichlich vorkommende Großraubwild ausersieht. Der dadurch zwangsläufig lichte Bestand von Einzeltieren – ein solches ist das Reh, wie schon seine Brunft-Gewohnheiten beweisen, und Sprünge sind lediglich Notgemeinschaften in unserer Kultursteppe – findet immer genug Spezial-Äsung.

Unsere Kultursteppe bietet nun zwar in Knicks, Feldbüschen und im Unterholz aufgelockerter Waldflächen noch Reste der Busch-Steppe, aber die Pflanzengesellschaften sind doch stark verarmt. Ein guter, langer, breiter Knick kann wohl auch heute noch sein Reh mit Hilfe von Füllstoffen auf dem Rapsschlag nebenan und etwas Kraftfutter in erreichbarer Nähe ganz gut über den Winter bringen – aber eben nur sein Reh, nicht auch noch dessen Eltern, Großeltern, Kinder und Enkel!

Zum Problem der Beschaffung von Spezial-Äsung kommt dann auch noch das der Äsungs-Ausnutzung. Die Verhaltensforscher unter den Biologen sagen: „Das Reh ist ein egoistisches und streitsüchtiges Tier (man denke an Gatter-Böcke). Es hat eine feste, altersgebundene Rangordnung, weiß gute Einstände sehr zu schätzen und teilt diese ebenso ungern mit Artgenossen wie die volle Futterkrippe (was in den großen Versuchsrevieren zur Portionsfütterung geführt hat). Die Verteidigung der Lieblingsplätze bringt Unruhe in den Bestand.“

Unruhe kann das Reh gesundheitlich schlecht vertragen, weil seine Verdauungsorgane so kompliziert eingestellt sind, daß nur ein ganz bestimmter Rhythmus von Äsen, Wiederkäuen und Ruhen das völlige Ausnutzen der aufgenommenen Äsung garantiert. Wenn nun aber neben dem Menschen und seinen vielfältigen Begleiterscheinungen auch noch das in guten Einständen dicht gedrängt lebende Rehwild sich selbst gegenseitig aus der Ruhe bringt, dann geht es zwar noch nicht gleich ein, aber der komplizierte Stoffwechsel-Mechanismus kann nicht exakt funktionieren. Die nun nicht mehr optimale Ausnutzung der sorgfältig ausgewählten Äsung – soweit das möglich – wirkt sich zwangsläufig negativ auf die Stärke von Gehörn, Wildpret und Nachwuchs aus.

Wenn wir nicht aus Prinzip Opposition sind, dann lassen wir uns durch das friedliche Bild des auf der Wintersaat

äsenden Sprunges Rehwild nicht täuschen und müssen der Verhaltensforschung zustimmen. Wir wissen alle, daß es zu bestimmten Zeiten an manchen Stellen unseres Reviers auch ohne menschliche Mitwirkung recht turbulent zugehen kann.

Hier nun zwei drastische Beweise für die Unruhe als Schadfaktor: Wir kennen eine Jagd-Methode des Wolfes, welcher sich auch der nordamerikanische Indianer gelegentlich bedient. Da wird eine frische Fährte eines Elches gesucht, aufgenommen und das Tier in aller Ruhe so lange verfolgt, bis durch die fehlende Möglichkeit, den notwendigen Wiederkäuer-Zeitplan einzuhalten, die Energieversorgung des Tieres sehr rasch ausfällt. Der Elch muß sich stellen und wird zur Beute. Dieses Beispiel wird besonders interessant dadurch, daß Elch und Reh als „Trughirsche“ gemeinsam den „Echten Hirschen“ (Rot-, Dam- und Sikawild) zoologisch gegenüberstehen. Ihre Lebensweise als Einzeltiere bestätigt die nahe Verwandtschaft dieser organisch so besonders empfindlichen Wildarten.

Es sei ein Gatter-Versuch erwähnt, durch den der schädigende Einfluß der Unruhe bewiesen werden konnte: Nach möglichst gleicher Erbmasse ausgesuchte Kitzböcke wurden in zwei getrennten Gattern gehalten. Im Gatter I wurde auf möglichst absolute Ruhe geachtet, das Gatter II wurde täglich mehrfach mit Hilfe eines kleinen Hundes beunruhigt. Das Endergebnis war im Gatter I der ganz normale Jährlingsbock mit gutem Gehörn, im Gatter II der typische Knopfbock.

Mit dem Stichwort „Knopfböcke“, deren kümmerliche Erscheinung noch vor 25 Jahren so selten war, daß ihre Erlegung auf den Trophäenschauen mit Hegebrüchen aller Metallarten prämiert wurde, kommen wir auf weitere Schadfaktoren in überhegten Beständen. Zunächst sei noch bemerkt, daß durch umfangreiche Untersuchungen an sehr viel Material festgestellt werden konnte, daß Knopfböcke nur in überhegten, also für ihre Umweltbedingungen zu dichten Rehbeständen vorkommen, ihr Auftreten also als Warnzeichen gewertet werden sollte.

Wie wir aus der Praxis wissen, sind Knopfböcke oft Söhne von sehr alten Ricken. Bei dieser Beobachtung ist die Verflechtung der verschiedenen Schadfaktoren, welche Überhege mit sich bringt, recht gut zu erkennen. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Faktor Krankheit. Die bekannte Eigenschaft alter Rehe, aus Gründen der Vorsicht ihren Einstands-Radius kleinzuhalten und auf die als ruhig und sicher erkannten Plätze im Revier zu beschränken, führt dazu, daß es auf diesen immer wieder aufgesuchten Plätzen natürlich verstärkt zur Aufnahme der dort vorher abgesetzten Krankheitskeime kommt. Für die Vermehrungskreisläufe aller Parasiten sind also beste Voraussetzungen gegeben. Die alte Ricke bietet somit auf Grund ihrer Einstandstreue ihren Kitzen wenig Äsungsabwechslung und viele Wurmlarven eigener Produktion. Der „Erfolg“ sind dann unsere Sorgenkinder.

Was sich hier abspielt, geschieht zwangsläufig überall dort, wo Rehwild-Massierungen auftreten, also im Winter auf den wenigen verbleibenden Äsungsflächen im Feld oder in den guten, ruhigen Einständen. Es ist also folgerichtig zu erwarten, daß die beste Möglichkeit zum Befall mit Parasiten – eine Krankheit, die gerade beim Rehwild seuchenartig Allgemeinbedeutung hat – ausgerechnet in eine Zeit fällt, in der es an artgerechter Äsung und damit an Widerstandskraft mangelt, und in der zudem noch alle Kraftreserven für die Bildung von Gehörn und Embryo sowie für den enorm schwächenden Haarwechsel benötigt werden. Widerstandskraft des Wirttieres aber ist das wichtigste Hilfsmittel der Natur, gerade parasitären Invasionen zu begegnen.

Auch diese Behauptung bedarf des Beweises. Bei meiner Arbeit am Rehwild, mit der ich zunächst klären sollte und konnte, ob bzw. daß die Stärke des Befalls mit Parasiten von der Wilddichte abhängig ist (wozu – vielleicht später einmal – natürlich noch einiges zu berichten wäre), hat sich als eine Art „Nebenprodukt“ eine zeichnerische Darstellung ergeben, welche die Stärke des durchschnittlichen Wurmbefalls im Verlauf des Jahres zeigt. Sie dürfte Beweiskraft für die obige Theorie haben, denn aus ihr ist ersichtlich, daß der Wurmbefall mit allen seinen Schäden, seinem Fallwild, krummen Gehörnen und kümmernden Kitzen, in der Zeit steil ansteigt, in der das Rehwild unserer Landschaft am meisten zusammengedrängt ist und die bitterste Not leidet.

An Einzelheiten muß dazu nur noch erwähnt werden: Das Untersuchungsmaterial setzte sich bis zum Zeitpunkt der Darstellung aus hundert Aufbrüchen ausschließlich erlegter Rehe (nicht etwa Fallwild) zusammen. Die Rehe wurden in verschiedenen Revieren zwischen Weser und Ostsee erlegt. Von diesen trug im Durchschnitt jedes 158 Magen-Darmwürmer mit sich herum. Es waren nur drei frei von den zur Darstellung herangezogenen Parasiten (ganz frei waren auch sie nicht). Am stärksten befallen waren grundsätzlich Rehe im ersten Winter bzw. Frühjahr ihres Lebens. Zur Darstellung herangezogen wurden nur die zählbaren Würmer. Es sind dieses fünf Arten, die im Darmkanal zwischen Labmagen und Weiddarm leben und dort an den Schleimhäuten des komplizierten Verdauungssystems u. U. größere Schäden anrichten können als die relativ leicht zu findenden Leberegel, Lungenwürmer und Rachenbremsen-Larven.

Die dargestellte Kurve zu einer möglichst geraden Linie im untersten Bereich herabzudrücken ist auf zwei Wegen möglich, die gleichzeitig begangen werden sollten. Die Bestände müssen ausgelichtet werden und dabei grundsätzlich jedes krank erscheinende Reh sofort dem Abschuß verfallen, damit die Vermehrungskreisläufe seiner Parasiten unterbrochen werden. Der Schwerpunkt der Winterfütterung muß im späten Winter und

zeitigen Frühjahr liegen. Es sollte bis zur Verweigerung im April-Mai gefüttert und periodisch ein Wurmmittel über die Fütterung verabreicht werden.

Indem wir nun mit einigen Streiflichtern das große Problem der Rehwild-Biologie beleuchtet haben, müßte eigentlich zu erkennen sein, wie wir das entsprechend große Problem der fachgerechten Rehwild-Hege anpacken müssen. In die Ethik unseres heutigen Jagens fügt sich der Gedanke, ausgerechnet unsere eleganteste, zierlichste, so schutzlos erscheinende Wildart Reh hart, sehr hart anfassen zu müssen, schlecht ein. Aber noch schlechter zu irgendeiner Ethik scheint mir die Gewißheit zu passen, daß wir allein schuld daran sind, wenn viele dieser bezaubernden Tiere irgendwo qualvoll sterben und stinkend verludern!

Eine Flucht vor diesen Gedanken zu Kraftfutter und Medikamenten nützt uns nichts, denn auch in den dann gesund lebenden Beständen wird sich eines Tages wieder Ludergeruch verbreiten. Der Tod wartet dann in seiner Deckung eben einfach auf das Alter – und das kann er garantiert sicherer ansprechen als wir! Wir sollten ihn aus seiner Deckung in unsere Büchsenläufe zwingen und der Natur gehorchen, die uns heute auf das Rehwild ansetzt, wie sie früher Adler, Luchs und Wolf angesetzt hat.